

# SOZIALE ARBEIT ALS URTEIL |

## Konturen einer subjektivierenden Sozialen Arbeit als Theorie der Praxis

Andreas Thiesen

**Zusammenfassung** | Die Verstehenssoziologie *Didier Eribons* besitzt das Potenzial, ein theoretisches Denkvakuum in der Sozialen Arbeit zu füllen: die analytische Vernachlässigung des sozialarbeiterischen Subjekts und dessen Habitusstrukturen in Theorie, Praxis, Forschung und Lehre. Vor diesem Hintergrund entwickelt der Autor eine Theorie subjektivierender Sozialer Arbeit als Voraussetzung wirklichen Verstehens.

**Abstract** | *Didier Eribon's* sociology of comprehension carries the potential to close a gap in the theory of social work. It compensates the ignorance of the social worker's subject and its habitual structures in theory, practise and education. Against this background, the author develops a theory of subjectified social work as the condition for deeper understanding.

**Schlüsselwörter** ► Soziologie  
► Soziale Arbeit ► Habitus ► Professionalisierung  
► Individuum

**Einleitung** | Ich will die folgenden Überlegungen zu einem erweiterten Theoriezugang Sozialer Arbeit mit einer Frage einleiten: Was haben alle Theorien sozialarbeitswissenschaftlicher Provenienz gemeinsam? Eine denkbare Antwort wäre: Sie thematisieren „das Soziale“. Etwas differenzierter: Sie gehen auf das Spannungsfeld zwischen Individuum und Gesellschaft ein. Der entscheidende Punkt, der zugleich eine analytische Leerstelle in der Theoriebildung Sozialer Arbeit symbolisiert, bliebe jedoch noch verdeckt. Meine These lautet: Alle sozialarbeitswissenschaftlich determinierten Theorien stellen die Adressatinnen und Adressaten Sozialer Arbeit in den Mittelpunkt ihrer Betrachtung. Wer ist gemeint, wenn *Hans Thiersch* von Lebensweltorientierung, *Lothar Böhnisch* von Lebensbewältigung oder *Silvia Staub-Bernasconi* von Menschenrechten sprechen (*Thiersch; Böhnisch* 2014, *Staub-Bernasconi* 2007)? Zunächst die Adressatinnen und Adressaten. An wen richten sich transatlantische Konzepte wie Case Management oder das Life

Model (exemplarisch *Löcherbach* u.a. 2009, *Engelke* u.a. 2014)? Nicht an die Sozialarbeitenden als selbst-reflexive Subjekte, sondern an die Adressatinnen und Adressaten in ihren ökosozialen Zusammenhängen. Sicher, aus den Bezugsdisziplinen „importierte“ Referenzen wie die Systemtheorie oder jugendsoziologische Zugänge berücksichtigen spezifische Funktionslogiken „des Sozialen“ beziehungsweise Sozialisationsbedingungen (stellvertretend für viele *Kleve* u.a. 2011, *Bingel* u.a. 2008), doch heben sie lediglich abstrakt auf die „Umwelt“ der Sozialarbeitenden beziehungsweise der Adressatinnen und Adressaten ab; der beziehungsweise die Sozialarbeitende selbst bleibt professionelles Neutrum.

Diese und weitere Befunde begründen die Notwendigkeit einer *Theorie subjektivierender Sozialer Arbeit*, deren Konturen ich nun darlegen möchte. Subjektivierende Soziale Arbeit unterscheidet sich sowohl von *subjektorientierten* Konzepten, wie sie in der Jugendarbeit zu finden sind (*Spatscheck; Wagenbläss* 2013, S. 9), als auch von *subjektivistischen* Betrachtungen, wie sie vulgärmodernistische Vorstellungen von Gesellschaft suggerieren.<sup>1</sup> Vielmehr will dieser neue theoretische Zugang „das Subjektive“ im professionellen Handeln zur Reflexion und Sprache bringen – und zwar zunächst und ausdrücklich auf der Seite der Sozialarbeitenden. Ein solches Theorieverständnis, das an der Soziologie *Pierre Bourdieus* geschult wurde, wäre die Voraussetzung einer wirklichen Subjektorientierung, sofern wir damit das Verstehen ambivalenter und vielfältiger Alltagslogiken von Adressatinnen und Adressaten Sozialer Arbeit meinen.

**Rückkehr zum „Ich“** | In seiner bereits heute legendären Autoethnografie „Rückkehr nach Reims“ schlägt *Didier Eribon* den Sozialwissenschaften eine „Rückkehr zum Ich“ vor (*Eribon* 2016). Das in der Presse fälschlicherweise als „Autobiografie“ rezipierte Werk<sup>2</sup> wurde dort inhaltlich im Grunde auf zwei

<sup>1</sup> Den Ausdruck „vulgärmodernistisch“ benutze ich in Anlehnung an die von *Michael Vester* und anderen verwendete Fügung „vulgärmarxistisch“, mit der sie ihren Milieubegriff nicht nur gegen die ahistorische Individualisierungstheorie *Ulrich Becks*, sondern auch gegen die ideologisierte Vorstellung einer bipolaren Klassengesellschaft abgrenzen (*Vester* u.a. 2001, S. 14).

<sup>2</sup> Darauf, dass es sich bei autoethnografischen Vorhaben wie diesem nicht um Autobiografien handelt, hat bereits *Pierre Bourdieu* gleich zu Beginn in seinem „soziologischen Selbstversuch“ hingewiesen (*Bourdieu* 2017, S. 9).

Facetten beschränkt: die Homosexualität des Autors und sein angebliches Ziel, die *class populaire* in den einst „kommunistisch“ aufgestellten Gürteln der französischen Vorstädte, die heute den Front National wählt, zu verstehen. Dabei liegt das eigentliche Verdienst des Werkes in der reflexiven Rückkehr *Eribons* in seine Herkunftsstrukturen und einer theoriegeleiteten Rekonstruktion seiner eigenen Habitussspaltung. Gerade *indem* er das Subjektive so konsequent wie schonungslos offenlegt, holt er die gesellschaftlichen Strukturen zurück in die Sozialwissenschaften und relativiert dadurch die wissenschaftliche Aussagekraft von Gesellschaftsdiagnosen, die von „Risiken“ (Beck 1986, 2007) oder „Singularitäten“ (Reckwitz 2017) künden. Die Fliehkräfte des Herkunftsmilieus scheinen stabiler und hartnäckiger, als wir es vermutet haben.

Die Soziale Arbeit sollte jedoch vor allem *Eribons* Folgewerk „Gesellschaft als Urteil“ genauer zur Kenntnis nehmen (Eribon 2017a). Darin legt er sozusagen nachträglich seinen methodologischen Ansatz in „Rückkehr nach Reims“ offen: „Ich muss also auf meine *Rückkehr* zurückkommen. Dabei werde ich mich erneut auf eine Methode verlassen, die ich, wenn mir dieses Oxymoron gestattet ist, als ‚soziologische Introspektion‘ bezeichnen möchte. Meine Befunde erlangen ihren Sinn, wenn sie mit literarischen und theoretischen Texten in Resonanz treten, die sich mit ähnlichen Problemen befasst haben.“ (ebd., S. 11, Hervorhebung im Original).

Besonders eine Passage gewinnt für meine Argumentation an Bedeutung: *Eribon* zeigt am Beispiel eines Interviews, das in die bahnbrechende Studie „Das Elend der Welt“ einging, die *Bourdieu* mit seinem Forschungsteam Anfang der 1990er-Jahre erstmals vorlegte und die, wie es *Franz Schultheis* im Nachwort zur deutschsprachigen Ausgabe ausdrückt, umfassende qualitative Einblicke in die Alltagskulturen jener bietet, „die sonst nicht zu Wort kommen, geschweige denn gehört werden“ (*Bourdieu* u.a. 1997/2002, S. 829), welchen methodologischen Einfluss der Habitus auf die Gesprächsführung und in der Konsequenz die Qualität der Daten nimmt. Diese Erkenntnis scheint auf den ersten Blick wenig originell, schließlich war es *Bourdieu* selbst, der die „Konversion des Blickes“ in den Mittelpunkt seiner empirischen Reflexivität stellte (*Bourdieu* u.a. 1997/2002, S. 788, Hervorhebung im Original). Von außerordentlicher Relevanz sowohl für die Feldforschung als auch für die Praxis

## Umgang

Die Sonne lacht vom Himmel. An einem der schönsten Berliner Orte, dem Viktoria-Luise-Platz in Schöneberg, kommt mir auf dem breiten Gehweg eine muntere Gruppe von Kleinkindern entgegen, die Aller kleinsten von ihnen an den Händen der beiden Tagesmütter. Mittelfünfinger, beide Frauen passen mit ihrem Habitus perfekt in diese gutbürgerliche Berliner Gegend. Reinste Idylle.

Dann, als ich an einer der beiden Damen gerade vorbeigehe, irritiert mich ihr in sich gekehrter Gesichtsausdruck, und ich höre sie, mit den zwei süßen Zweijährigen an der Hand, düster vor sich hin sprechen: „Diese Gutmenschen, die werden sich noch alle umgucken ...“.

Ein verstörender Augenblick, der mir lange nicht aus dem Kopf geht. Vielleicht hat die Frau nur einen schlechten Tag erwischt. Aber wenn die Verbitterung wirklich echt ist und tief sitzt, dann wünsche ich den ihr anvertrauten Kindern schnellstmöglich einen besseren Umgang – und natürlich Eltern, die aufmerksam genug sind, das zu erkennen und entsprechend zu handeln.

Burkhard Wilke  
wilke@dzi.de

Sozialer Arbeit ist allerdings gerade, dass *Didier Eribon* seine Kritik ausgerechnet jenem Soziologen angedeihen lässt, der die Verstehenssoziologie wie kein anderer geprägt hat – *Eribon* selbst freilich ausgenommen –, indem er sie *intersektional* anlegt.

Das von *Eribon* gewählte Interview führte *Bourdieu* mit zwei Jugendlichen aus einem nordfranzösischen Vorort (*Eribon* 2017a, S. 43 ff.).<sup>3</sup> *Eribon* illustriert eine Art habituelle Übereinkunft zwischen den Jugendlichen und *Bourdieu*, die ihn als Gesprächspartner akzeptieren, weil sie die Anerkennung des Forschers ihnen gegenüber offenbar spüren. *Bourdieu* sieht sich selbst in diesen Jugendlichen, deren Leben er hätte leben können, wäre er nicht sozial aufgestiegen. Jedoch scheint *Bourdieu* derart gefangen in seiner eigenen Biografie, in die er durch die Konfrontation mit den Jugendlichen zurückgeworfen wird, dass er seinem „Objektivierungsprogramm“ nicht mehr gerecht werden kann. *Eribon* bemerkt dies insbesondere „dort [...] wo die beiden Interviewten durchscheinen ließen, dass sie gegenüber zwei weißen Frauen aus ihrer Siedlung, die ihrer Ansicht nach rassistisch waren, vor der Anwendung physischer Gewalt nicht zurückschrecken“ (*Eribon* 2017a, S. 44). Hingegen vernachlässigt *Bourdieu* hier jene Autochthonen ebenso wie „viele andere Menschen, die wahrscheinlich ihre Gründe hatten, über das Verhalten der beiden Interviewten zu klagen“ (*ebd.*).

*Eribon* setzt sich daraufhin selbst gedanklich als junger Homosexueller in das beschriebene Szenario und erklärt, dass er nicht imstande gewesen wäre, den Jugendlichen gegenüber ein solches Maß an Offenheit zu zeigen, wie es *Bourdieu* möglich war. Vielmehr hätten ihn jene durch ihre bloße Anwesenheit in Angst versetzt (*Eribon* 2017a, S. 47 ff.), und er „wäre wohl eher – oder sagen wir es ruhig: ist tatsächlich und wiederholt – eines der Opfer jener Art von Brutalitäten gewesen, mit denen die beiden Figuren aus *Bourdieu*s Buch sich brüsten“ (*ebd.*, S. 47). Die Autochthonen dagegen erinnern *Eribon* an seine Herkunftsfamilie, die ihm zufolge lediglich eine andere Facette „desselben Phänomenkomplexes“ (*ebd.*, S. 53) repräsentiert und deren Alltag und Mentalitäten er in „Rückkehr nach Reims“ rekonstruiert.

<sup>3</sup> Das Originalinterview erschien zunächst in der Zeitschrift „Actes de la recherche en sciences sociales“ (*Eribon* 2017a, S. 43 f.) und wurde, so der Verweis des Übersetzers *Tobias Haberkorn*, in „Gesellschaft als Urteil“ (*Eribon* 2017a, S. 44), in gekürzter Fassung unter dem Titel „Der Lauf der Dinge“ im „Elend der Welt“ publiziert (*Bourdieu* u.a. 1997/2002, S. 87 ff.).

Indem *Bourdieu* und *Eribon* also beide – jeder für sich auf so eigene wie entgegengesetzte Weise – außerstande sind, ihren habituell bedingten Erinnerungskanon zu überwinden, bestätigen sie das „fürchterliche Gesetz des sozialen Determinismus, das jedem Einzelnen einen Platz zuweist, das uns vorschreibt, wie wir uns zu verhalten, was wir zu sagen und wer wir zu sein haben“ (*Eribon* 2017a). Die narrative Bühne gewähren sie jeweils nur ausgesuchten Protagonistinnen und Protagonisten – und damit lediglich sich selbst.

**Soziale Arbeit als Urteil** | Was folgt aus diesem kurzen, aber für die Theorie einer subjektivierenden Sozialen Arbeit konstitutiven Beispiel? Zuerst, dass alle Methodentrainings im Studium der Sozialen Arbeit ins Leere laufen, wenn wir weiterhin so tun, als könnten Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter eine professionelle Etikette *mimen*. Jedes „aktive Zuhören“, bestehend aus „verstehendem“ Kopfnicken und ermutigenden „Mhms“ in Beratungskontexten, wird zu einer Simulation wirklichen Verstehens, solange wir nicht den Versuch wagen, an unsere eigenen habituellen Voreinstellungen anzuschließen; nichts anderes wäre das sozialarbeiterische Subjekt. In gleichem Maße, wie *Eribon* mit seinem Titel „Gesellschaft als Urteil“ auf die gesellschaftlichen Strukturen anspielt, die schon vor dem Subjekt da sind – und die dazu führen, dass er *Simone de Beauvoirs* Verdikt „Man wird nicht als Frau geboren, man wird es“ (*Eribon* 2017a, S. 68) ad absurdum führt: Wir werden doch „als ‚Frau‘ oder ‚als Mann‘ geboren [...] denn die Norm ergreift sofort von uns Besitz und diktiert uns ihr Gesetz“ (*ebd.*, S. 69) –, geht die Soziale Arbeit den sozialarbeiterischen Subjekten voraus, mit all ihrer Theoriebildung, ihren Professionsdiskursen und methodischen Ansätzen. Soziale Arbeit wird auf diese Weise zum Urteil und fällt zugleich unbewusst Urteile in Form von Beratungsverläufen, sozialräumlichen Konzepten oder Hilfeplänen.

Die wissenschaftstheoretische Konsequenz einer solchen Analyse habe ich bereits an anderer Stelle mit einer kritischen Referenz auf *Maja Heiner* dargelegt (*Thiesen* 2016, S. 107 ff.): *Heiner* unterscheidet drei Wissensebenen, deren Reflexion Aufgabe professioneller Sozialer Arbeit ist und die zugleich voneinander abhängen: wissenschaftliches Wissen, das im akademischen Raum produziert wird, berufliches (Erfahrungs-)Wissen, das der Logik der Praxis entspricht, und aktuelles

Alltagswissen, das gewissermaßen als gesellschaftliches Wissen betrachtet werden kann (Heiner 2004, S. 44). Zu „wissen“, auf welcher Ebene wir soziale Probleme situativ einordnen, ist zweifellos ein Distinktionsausweis professioneller Sozialer Arbeit, allerdings fehlt in diesem Modell eine vierte Dimension: das subjektive Erfahrungswissen, also das Bewusstsein über die zumeist unbewusste Art und Weise, wie wir „das Soziale“ durch unsere Habitusprägung wahrnehmen (Thiesen 2016, S. 108 f.).

Die Subjektivierungstheorie Eribons,<sup>4</sup> die ohne das Gesamtwerk *Pierre Bourdieus* nie zustande gekommen wäre, hat also das Potenzial, ein theoretisches Denkvakuum in der Sozialen Arbeit zu füllen: die analytische Vernachlässigung des sozialarbeiterischen Subjekts und dessen Habitusstrukturen in Theorie, Praxis, Forschung und Lehre der Sozialen Arbeit (anders als hier akzentuiert Schallberger 2012). Ich will ein Beispiel geben: Ein bis auf den letzten Stuhl mit Studierenden unterschiedlicher Sozialmilieus gefüllter Seminarraum repräsentiert wie ein Fußballstadion eine Art gesellschaftlichen Medianwert. In ihm befinden sich aller Voraussicht nach auch solche Protagonistinnen und Protagonisten, die mehr oder weniger ressentimentgeladen die Mechanismen eines aktivierenden Sozialstaats verinnerlicht haben beziehungsweise nicht reflektieren. Treffen jene in ihrer späteren beruflichen Laufbahn auf ein Arbeitsfeld wie die Beschäftigungsförderung – und werden dadurch objektiv Teil des neokonservativen Sanktionsregimes (Lessenich 2008, Thiersch 2011) – kristallisiert sich heraus, was es bedeutet, wenn Soziale Arbeit zum Urteil wird. Zugleich ergibt sich dadurch die paradoxe Situation, dass wir in der Sozialen Arbeit nicht hinter den Habitus zurückkönnen, aber müssen.

### Soziologische Selbsterfahrungsräume |

Wir haben also gesehen, dass alle Methoden der Gesprächsführung ins Leere laufen, wenn die soziologischen Strukturen von Beratung nicht mitgedacht werden. Dramatischer noch: Die auf die Adressatinnen und Adressaten bezogene Fokussierung der Theorien und Methoden der Sozialen Arbeit zulasten des Subjekts nährt die Illusion, Sozialarbeitende könnten sich einen „professionellen Habitus“ im Studium „antrai-

nieren“ (zum Konzept des professionellen *Habitus* Becker-Lenz; Müller-Hermann 2013). Nun könnte ich auf den Stellenwert von Selbsterfahrung und Erfahrung in Studium und Praxis der Sozialen Arbeit verweisen, auf Introspektion, kollegiale Beratung und Selbstreflexion; zu ergänzen wären Funktionen und Ziele von Supervision (wobei die unterschiedlichen Habitusformen von Supervisorinnen und Supervisoren noch nicht thematisiert wären). All diese Settings entspringen bei genauerer Betrachtung jedoch therapeutischen Ideen. Auch ist subjektivierende Soziale Arbeit weder ein neues Synonym für althergebrachte Ideen der Selbstreflexion (deren behauptete Praxis von Praktikerinnen und Praktikern selten infrage gestellt wird) noch ihr „intensiverer“ Komparativ.

Didier Eribon hat zudem auf die erkenntnistheoretische Schwierigkeit verwiesen, die das psychologische, insbesondere psychoanalytische Vokabular mit sich bringt (Eribon 2016, S. 16, 88 f., Eribon 2017a, S. 62 f., 87 ff., Eribon 2017b). Worum es mir daher geht, ist die Entwicklung einer soziologischen Infrastruktur von Selbsterfahrungsräumen in der Sozialen Arbeit, um jene Methode „soziologischer Introspektion“, auf die Eribon setzt, anzuwenden (Eribon 2017a, S. 11). Dies führt die subjektivierende Soziale Arbeit zu einer Fülle methodischer Konsequenzen, an deren Anfang die Forderung nach einer Abkehr vom beschleunigten Zeitregime der Übermoderne (Rosa 2016, Augé 2014) und der Arbeitsverdichtung des inzwischen sehr späten Kapitalismus steht. „Verstehen“ im Sinne Bourdieus bedeutet eine geistige Anstrengung (Bourdieu u.a. 1997/2002, S. 785 ff.), die darauf abzielt, hinter die Strukturen zu kommen, die ein bestimmtes Verhalten evozieren. Und zwar zunächst aufseiten der Sozialarbeitenden: Es geht um das Subjekt hinter dem sozialarbeiterischen Subjekt, den Habitus hinter dem professionellen Habitus (Becker-Lenz; Müller-Hermann 2013). Dieser didaktische Anspruch geht jeder habituellen „Nachqualifizierung“, wie sie im Konzept des professionellen Habitus angelegt ist, voraus (ebd. sowie Schallberger 2012). Um es zuzuspitzen: Entscheidend ist nicht, was Studierende „mitbringen“, wenn sie sich zu einem Studium der Sozialen Arbeit entschließen (Habitusform), sondern dass sie etwas mitbringen (Habitus). Die Perspektive subjektivierender Sozialer Arbeit birgt die Hoffnung, dass diese Einsicht auf lange Sicht zu anderen Konzepten und „Hilfplänen“ führt, die das Siegel „Qualität“ möglicherweise verdienen.

<sup>4</sup> Auf die ambivalente Rolle Didier Eribons bei der „Verwaltung“ des wissenschaftlichen Nachlasses *Pierre Bourdieus* kann hier nicht näher eingegangen werden. Franz Schultheis hat in seinem Nachwort zum „soziologischen Selbstversuch“ Bourdieus darauf hingewiesen. Ich danke Heiko Geiling für diesen Hinweis.

Diese Überlegungen werfen unweigerlich die Frage auf, wie sozialarbeitswissenschaftliche Theoriebildung im Studium der Sozialen Arbeit konkret gestaltet werden sollte und welchen Beitrag die Studierenden im Sinne einer *professionellen Selbstverpflichtung* selbst leisten können. Insbesondere dieser letzte Aspekt scheint mir für die Implementierung einer Theorie der Praxis im Studium der Sozialen Arbeit, wie sie hier begriffen wird, entscheidend. Dabei muss berücksichtigt werden, dass *Pierre Bourdieu* selbst wenig Auskunft über die methodische Ausbildung einer selbst-reflexiven Habituskonfrontation gibt. Er verweist vielmehr auf den Stellenwert der Zeit, die es braucht, sich über praktische Erfahrung im Feld eine solche Haltung anzueignen (*Bourdieu* u.a. 1997/2002, S. 779). Im „Elend der Welt“ widmet er der Reflexion seines methodologischen Programms ein einziges, wenn auch zu recht zum Klassiker avanciertes knappes Schlusskapitel mit dem Titel „Verstehen“ (*ebd.*, S. 779 ff.). Ob Forschungs- oder Praxisanliegen: Immer handelt es sich dabei um „eine soziale Beziehung, die ihre [...] Effekte auf die Ergebnisse ausübt [...]“. Es geht darum, diese Verzerrungen zu erkennen und zu kontrollieren, und dies eben genau in der Ausübung einer Praxis, die reflektiert und methodisch sein kann, ohne die Anwendung einer Methode oder die praktische Umsetzung einer theoretischen Reflexion zu sein“ (*ebd.*, S. 780).

Auch in der Milieuzoologie hierzulande finden sich zwar brauchbare Metaphern zum Habitusverständnis – so bemerkt *Helmut Bremer*, niemand könne den Habitus beim Eintritt von einem sozialen Feld ins nächste „an der Garderobe abgeben“ (*Bremer* 2004, S. 35) –, die konkrete Methodologie einer subjektivierenden Sozialen Arbeit steht jedoch noch aus. Dies ist angesichts des hier verhandelten wissenschaftlichen Gegenstandes allerdings kaum verwunderlich: Wie sollen in sechs Semestern eines Studiums der Sozialen Arbeit Strukturen und Prozesse reflektiert werden, die sich größtenteils *unbewusst* vollziehen, zumal wir Studierenden in Werkstätten zum wissenschaftlichen Schreiben beibringen, in ihren Hausarbeiten auf das „Ich“ unbedingt zu verzichten?<sup>5</sup> Die Forderung nach einer professionellen Selbstverpflichtung

<sup>5</sup> Die „Rückkehr zum Ich“ in der Sozialen Arbeit setzt demnach auch die (Wieder-)Entdeckung des schreibenden „Ichs“ voraus. Wie sonst wollen Eindrücke der Praxis reflexiv verarbeitet werden? Wie jenes, besser *dieses* „Ich“ in die Lage versetzt werden kann, in der Literatur geeignete theoretische Resonanzböden zu finden, können Lehrende und Studierende in Fallwerkstätten erproben.

tung scheint mir daher weniger eine rhetorische Ausflucht aus dem methodologischen Problem einer subjektiven Habitusanalyse zu sein als vielmehr eine methodische Notwendigkeit. *Eribon* führt hierzu aus: „Die ‚Reflexivität‘, durch die der Wissenschaftler sich selbst zum Gegenstand des soziologischen Blicks macht, damit nichts von seinem Bezug zum Untersuchungsgegenstand undurchdacht bleibe, diese Reflexivität ist also nicht nur eine wissenssoziologische Notwendigkeit im Rahmen einer ‚kognitiven Anthropologie‘. Sie verweist auch auf den niemals abgeschlossenen Weg einer Askese. Jeder Schritt auf diesem Weg treibt die Wiederaneignung des Selbst ein klein wenig weiter voran“ (*Eribon* 2017a, S. 82 f.). Soziale Arbeit als Askese also. Ein professioneller Anspruch, der Disziplin und Profession auf ein anderes, noch zu bestimmendes wissenschaftliches Niveau befördern könnte. Eine durchaus lohnende Aussicht.

**Professor Dr. phil. Andreas Thiesen** lehrt Sozialarbeitswissenschaft mit dem Schwerpunkt Sozialer Raum an der Hochschule für Technik, Wirtschaft und Kultur Leipzig. E-Mail: andreas.thiesen@htwk-leipzig.de

## Literatur

- Augé**, M.: Nicht-Orte. München 2014  
**Beck**, U.: Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt am Main 1986  
**Beck**, U.: Weltrisikogesellschaft. Auf der Suche nach der verlorenen Sicherheit. Frankfurt am Main 2007  
**Becker-Lenz**, R.; Müller-Hermann, S.: Die Notwendigkeit von wissenschaftlichem Wissen und die Bedeutung eines professionellen Habitus für die Berufspraxis der Sozialen Arbeit. In: Becker-Lenz, R.; Busse, S.; Ehler, G.; Müller-Hermann, S. (Hrsg.): Professionalität in der Sozialen Arbeit. Standpunkte, Kontroversen, Perspektiven. Wiesbaden 2013, S. 203-229  
**Bingel**, G.; Nordmann, A.; Münchmeier, R. (Hrsg.): Die Gesellschaft und ihre Jugend. Strukturbedingungen jugendlicher Lebenslagen. Opladen und Farmington Hills 2008  
**Bourdieu**, P. u.a.: Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft. Konstanz 1997/2002  
**Bourdieu**, P.: Ein soziologischer Selbstversuch. Frankfurt am Main 2017  
**Bremer**, H.: Von der Gruppendiskussion zur Gruppenwerkstatt. Ein Beitrag zur Methodenentwicklung in der typenbildenden Mentalitäts-, Habitus- und Milieuanalyse. In: Vester, M.; Geiling, H.; Lange-Vester, A. (Hrsg.): Soziale Milieus im gesellschaftlichen Strukturwandel. Band 3. Münster 2004  
**Engelke**, E.; Borrmann, S.; Spatscheck, C.: Theorien der Sozialen Arbeit. Eine Einführung. 6. Auflage. Freiburg im Breisgau 2014

# ÜBER DIE SINNHAFTHKEIT DES GEBENS | Stammzell- spenden und das Glück, geben zu können

Martina Wanner

**Zusammenfassung** | Anknüpfend an den neueren Gabendiskurs geht dieser Beitrag der Bedeutung des Gebens im spezifischen Feld der Stammzellspende nach. Anhand der Analyse von qualitativen Interviews mit Stammzellspenderinnen und -spendern wird das Geben zwischen Pflichterfüllung und Freiwilligkeit rekonstruiert und dessen gewichtige Bedeutung für den sozialen Zusammenhalt herausgearbeitet.

**Abstract** | Building on the ongoing discourse on giving, this article explores the importance of giving in the specific context of stem cell donation. Based on an analysis of qualitative interviews with stem cell donors, giving is described as an action whose motivation is situated somewhere between duty and voluntariness, and it is shown how giving can contribute significantly to social cohesion.

**Schlüsselwörter** ► Spenden ► Medizin  
► Gentechnologie ► Ethik ► Gabe

**Einleitung** | Auch die heutige Zeit ist besetzt von einem „Barmherzigkeitsimperativ“ (Caillé 2008, S. 100), der verlangt, Bedürftigen zu geben, ohne eine Gegenleistung zu erwarten. Hier stellen sich normative Ansprüche, deren Einhaltung im Zusammenleben allseits gefordert wird. Gaben sind aus dieser Perspektive ein Ausdruck von Pflichterfüllung. Gleichzeitig sind solche wie auch immer gearteten Gaben in hohem Maße uneigennützig, weil die Geberin oder der Geber keine Gegenleistung zu erwarten hat. Notlagen erfordern nicht selten ein schnelles, nicht kalkulierendes oder berechnendes Handeln. Genau dieser Uneigennützigkeit von Gaben aber begegnet der moderne Zeitgeist mit großer Skepsis (*ebd.*). Können Gaben überhaupt gänzlich uneigennützig und selbstlos sein? Suchen und erfahren Menschen nicht immer einen Nutzen in ihrem Tun? Gerade aus einer utilitaristischen Perspektive scheint Handeln nie losgelöst von individuellen Interessen zu sein.

- Eribon**, D.: Rückkehr nach Reims. Berlin 2016
- Eribon**, D.: Gesellschaft als Urteil. Klassen, Identitäten, Wege. Berlin 2017a
- Eribon**, D.: Der Psychoanalyse entkommen. Wien 2017b
- Heiner**, M.: Professionalität in der Sozialen Arbeit: Theoretische Konzepte, Modelle und empirische Perspektiven. Stuttgart 2004
- Kleve**, H.; Haye, B.; Hampe-Grosser, A.; Müller, Matthias: Systemisches Case Management. Falleinschätzung und Hilfeplanung in der Sozialen Arbeit. Heidelberg 2011
- Lessenich**, S.: Die Neuerfindung des Sozialen. Der Sozialstaat im flexiblen Kapitalismus. Bielefeld 2008
- Löcherbach**, P.; Klug, W.; Rimmel-Faßbender, R.; Wendt, Wolf Rainer (Hrsg.): Case Management. Fall- und Systemsteuerung in der Sozialen Arbeit. München 2009
- Reckwitz**, A.: Die Gesellschaft der Singularitäten. Zum Strukturwandel der Moderne. Berlin 2017
- Rosa**, H.: Beschleunigung und Entfremdung. Entwurf einer kritischen Theorie spätmoderner Zeitlichkeit. Berlin 2016
- Schallberger**, P.: Habituelle Prädispositionen auf Seiten der Studierenden und die Gestaltung von Studiengängen der Sozialen Arbeit. Einige kursorische Überlegungen. In: Becker-Lenz, R.; Busse, S.; Ehlert, G.; Müller-Hermann, S. (Hrsg.): Professionalität Sozialer Arbeit und Hochschule. Wissen, Kompetenz, Habitus und Identität im Studium Sozialer Arbeit. Wiesbaden 2012, S. 69-84
- Spatscheck**, C.; Wagenblass, S.: Subjektorientierung in der Sozialen Arbeit im Spannungsfeld von Bildung, Teilhabe und Gerechtigkeit. In: Spatscheck, C.; Wagenblass, S. (Hrsg.): Bildung, Teilhabe und Gerechtigkeit. Gesellschaftliche Herausforderungen und Zugänge Sozialer Arbeit. Weinheim und Basel 2013, S. 9-19
- Staub-Bernasconi**, S.: Vom beruflichen Doppel- zum professionellen Tripelmandat. Wissenschaft und Menschenrechte als Begründungsbasis der Profession Soziale Arbeit. In: [http://www.avenirsocial.ch/cm\\_data/vom\\_doppel-\\_zum\\_tripelmandat.pdf](http://www.avenirsocial.ch/cm_data/vom_doppel-_zum_tripelmandat.pdf) (veröffentlicht 2007, abgerufen am 2.7.2018, inzwischen nicht mehr abrufbar)
- Thiersch**, H.: Zur Autonomie der Fachlichkeit Sozialer Arbeit. Vortrag auf der Berliner Arbeitstagung Kritische Soziale Arbeit am 18.6.2011 in Berlin. In: <https://vimeo.com/30896885> (veröffentlicht 2011, abgerufen am 6.7.2018)
- Thiersch**, H.; Böhnisch, L.: Spiegelungen. Lebensweltorientierung und Lebensbewältigung: Gespräche zur Sozialpädagogik. Weinheim und Basel 2014
- Thiesen**, A.: Die transformative Stadt. Reflexive Stadtentwicklung jenseits von Raum und Identität. Bielefeld 2016
- Vester**, M. u.a.: Soziale Milieus im gesellschaftlichen Strukturwandel. Zwischen Integration und Ausgrenzung. Frankfurt am Main 2001